

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 303.

Donnerstag, 28. Dezember.

1916.

Der Bojar.

(7. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremnitz.

(Nachdruck verboten.)

„Tante“, begann er, „ich habe dir eine romantische Geschichte zu erzählen, ich hoffe, daß du mich dann absolvierst . . .“

„Ich weiß schon alles“, fiel die Tante nickend ein.

„So, hat Sofie es dir schon gesagt?“

„Nein, Sofie nicht, aber . . .“

„Dann laß es dir lieber erzählen: Ich habe mich soeben verlobt!“

„Du? Verlobt? Das ist ja nicht möglich!“

„Mit dem schönsten Mädchen im Saal, mit Sofie Petru. Aber sag es noch keinem heute abend! Die Eltern wollen nicht einwilligen, darum komme ich zu dir. Geh' du morgen hin und wirb für mich!“

„Die! — Sie wollen nicht? Aber Unsinn! Du, aus einer der ältesten Familien! Daß mich nur machen!“

„Ja, Tante, ich hoffe auf dich, ich lege mein Glück in deine Hände. Jetzt kann ich hier nicht bleiben. Du wirst begreifen: sie immer zu sehen und nicht mit ihr sprechen zu dürfen . . .!“

Keiner weiß, ehe er es nicht ausprobt, welche Fülle von Verstellungskunst in ihm liegt!

George war starr vor sich selbst, als er durch die beiden Straßen nach Hause fuhr. Dort warf er sich auf ein Sofa und — hätte weinen mögen.

Sofie glaubte im Traum zu wandeln. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen. Er war hoch und edel, ihr Reichtum hatte ihn bisher ferngehalten. Sie aber, sie hatte sich von der Kleinlichkeit der Eltern beeinflussen lassen. Wer weiß, welche Schwierigkeiten die ihm bereitet hatten! Und sie selbst, in ihrer niedrigen Eifersucht, war sie nicht fast unhöflich gegen seine Cousine gewesen? Das mußte sie gut machen! Sie wollte mit Frau Nabru reden. Doch was ihr sagen, das nicht erst recht beleidigend wäre?

Bögernd machte sie einige Schritte, — da wurde sie von Fürst Demeter eingeholt, der ihr den Arm bot.

„Ich möchte Sie um etwas bitten“, sagte Sofie — ihr war, als müsse sie dem Tanzsaal entfliehen. „Lassen Sie mich hinunter in Raouls Zimmer gehen!“

„Er wird schlafen“, entgegnete der Fürst kalt. „Es ist Mitternacht vorbei. Doch — wenn Sie es befehlen . . .“

Sofie ließ sich von einem Diener zu Raouls Zimmer führen, wo sie leise anklopfte. Die Gouvernante war noch nicht schlafen gegangen und öffnete.

Raoul erwachte und richtete sich im Bett auf: „Wie schön sind Sie, Sofie!“ sagte er ganz bestürzt.

Sie kniete an seinem Bett nieder. Solch Bedürfnis nach Liebe hatte sie in diesem Augenblick. Sie umschlang den Knaben. Er berührte die türkischen Goldmünzen in ihrem krausen, schwarzen Haar und sagte langsam: „Ich möchte Sie gar zu gern einmal tanzen sehen!“

„Das sollst du auch!“ — Sie richtete sich auf, und, den Knaben mit strahlenden Augen anblickend, rief sie: „An meinem Hochzeitstage sollst du mit mir tanzen!“

„Ach nein, Sofie, heiraten Sie nicht . . . gehen Sie nicht fort!“

„Ich gehe nicht fort . . . im Gegenteil, dann werden wir uns öfter sehen . . .“ Mit einem Abschiedskuß entfernte sie sich.

Die Gouvernante hatte alles mit angehört: „Also das ist deine neue Stiefmama?“ — sagte sie.

Raoul blickte sie starr an. Seinen Vater wollte Sofie heiraten? Nein! Das ging nicht! Sie kannte ihn nicht. O, der Vater, der ist schrecklich. . . . Neulich . . . neulich ließ er den Koch peitschen, weil ihm das Essen nicht behagte. Der Koch selbst hatte es Raoul erzählt und hinzugefügt, er würde den Fürsten noch umbringen . . . Raoul konnte vor Angst zwei Nächte nicht schlafen. . . .

Auch jetzt konnte er nicht einschlafen. Er sann nach, was er denn tun könne? Morgen dürfe er gewiß nicht zu Sofie — aber, wenn er ihr schreibe? Der Stallknecht würde ihm schon den Brief besorgen . . .

In diesem Gedanken fand er endlich Ruhe.

Sofie fuhr unterdes mit ihrer Mutter nach Hause. Die Mutter begann: „Ich habe es diesem Belescu ordentlich gegeben! Wenn der noch nicht gemerkt hat, daß er bei der Wahl durchgefallen wird, weil wir gegen ihn arbeiten, dann ist er dümmer, als ich geglaubt!“

Sofie schwieg. Sie lehnte sich an ihre Mutter und küßte sie.

Dann sprach sie: „Meine liebe Mama, du meinst es so gut!“

Frau Petru war Bärtlichkeiten von ihrer Tochter nicht gewohnt.

„Daß nur, mein armes Kind, wir werden dir schon einen anderen Mann finden!“ entgegnete sie sehr gerührt.

Sofie war nicht imstande, ihrer Mutter zu sagen, daß sie den gefunden, den sie liebte. Er würde ja morgen selbst kommen, und es war süß, ein Geheimnis mit ihm zu teilen.

Als sie in ihrem Zimmer allein war, entkleidete sie sich vor dem Spiegel und betrachtete aufmerksam all ihr Eigen . . . Dann sagte sie laut: „Ja, er ist mein, für immer mein!“

Tante Golnof hatte ihre Rolle auf dem Ball gut gespielt! Wer bis nach dem Souper geblieben, erfuhr, daß George Belescu längst mit Sofie Petru verlobt sei, daß die jungen Leute nur noch warteten, weil die Eltern nicht genug Mitgift geben wollten . . . Diese Darstellung wäre ihrem Neffen nicht die angenehmste gewesen, aber sie schien Frau Golnof die natürlichste.

Fürst Demeter zuckte die Achseln, als man es ihm erzählte. Die anderen alle hatten jetzt plötzlich immer geglaubt, daß an der Geschichte mit Frau Nabru kein wahres Wort sei . . .

Paula merkte den Umschwung der Stimmung zu ihren Gunsten nicht mehr. Sie war, nachdem sie ver-

geblüht gewartet, daß George den ihm versprochenen Tanz holen werde, nach Hause gefahren.

Wohl mußte sie, warum sie sich so elend fühlte. Schön oft hatte sie an die Möglichkeit gedacht, jetzt glaubte sie Gewißheit zu haben, aber diese Gewißheit erschreckte, die Verantwortung der Mutterchaft erschütterte sie. In der letzten Zeit war ihr Sein so oberflächlich geworden. Es gab keine ernste Stunde ruhigen In sich gehens mehr, und ein eigenes Gefühl der Unrealität beherrschte sie ganz. Und gerade jetzt sollte sie vor ihrer Bestimmung stehen? Jetzt? — Ihr Mann, ja . . . der nahm es ohne schwere Gedanken. Er hatte stets damit gerechnet, Kinder zu bekommen; für ihn war es das natürlichste Ding der Welt!

VI.

George Belescu wollte, bevor er seine förmliche Werbung bei Petrus vorbrachte, zu Paula gehen, ihr seine Verlobung mitteilen und sich seiner gestrigen Unhöflichkeit wegen entschuldigen. Er fand Paula allein. Sie kam ihm lächelnd entgegen.

„Wir kommen wohl“, sagte sie, „um uns wegen der Unart von gestern Abend zu entschuldigen? — Das ist nicht mehr nötig, ich habe schon verziehen!“

Ob Paula ihn liebte? Er mußte es bisher nicht. Heute sah er es klar. Diese Milde, sie sprach deutlich.

Er stammelte etwas über Kopfschmerzen, die ihn fortgetrieben, und sie fuhr fort:

„Mich freut, daß ich dadurch zu einem Besuch komme. Ach, ich bin ja so verstimmt, daß ich dich durchaus brauche!“

„Macht sich der Einfluß des bösen Lebens in unserem Lande schon geltend?“

„Ich weiß nicht, George, was es ist. Wir sind doch eine ganz besondere Rasse, wir rumänischen Mischlinge!“

Er lachte: „Mag sein, aber wir zeichnen uns durch nichts aus!“

„Doch! Ich habe bemerkt, daß hier alle Menschen, seien sie noch so gebildet, noch so intelligent, eine Seite haben, die vollkommen unverständlich ist . . .“

„Das wird wohl allgemein-menschlich sein!“

„Rein, es ist ein barbarischer Überrest!“

Er lachte wiederum und sie fuhr fort:

„Eine Seite, die zum ganzen Charakter nicht paßt, die unmöglich ist, unverzeihlich und unerklärlich.“

George war sehr ernst geworden, er fühlte sich getroffen:

„Du urteilst einseitig, siehst die Welt von dem Standpunkte aus, zu dem du erzogen bist, und läßt andere nicht gelten. Gib mir ein Beispiel, damit wir uns verstehen.“

„Gut! Da ist also Herr Mosco, ein Mann von tiefer, allseitiger Bildung, ein Mann, der Interesse hat an höheren Bestrebungen —, aber er hat sein Vermögen im Kartenspiel durchgebracht und lebt aus seiner Freunde Tasche.“

„Ja, Mosco ist mir auch stets ein Rätsel gewesen.“

„Und Berli! Ich habe gestern erfahren, daß er schon einmal verheiratet war und Frau und Kinder im Stich ließ, um seine jetzige Frau zu heiraten!“

„Darüber können wir ohne nähere Sachkenntnis nicht urteilen . . . Da wir aber von Beris sprechen, möchte ich dir sagen, daß du mit der Frau nicht so intim sein solltest.“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten 1916.

Von Walter Jollin (Wiesbaden).*)

Germania will heut beschenken.

Der Michel, der springt ein und aus,

Weil heute viele Gäste ehren

Sein liebes, deutsches Vaterhaus.

*) Das Gedicht erfuhr leider eine unliebsame Verzögerung durch das Einsenden an die Zensur.

Schon mitten drin im guten Zimmer
Nagt grün und schlank ein Tannenbaum,
Mit Kerzen, Bildern, Kugeln, Glänzer,
Schokoladenpralinen mit Schaum.
Noch wird geschruppt und blank geschneuert,
Der Michel hat heut, was man mag.
Im Ofen hat er eingefeuert,
Geräumt, was nur im Wege lag.
Doch plötzlich stehend spricht er bange:
„Mutti! Kommt auch der kleine „Japs“?
Der „Gipsfiguren-Pup“, der Ränge,
Der „Ruff“ mit seinem Größen-Klapp?
Kommt das „Pariser Kind“, das seine?
Der „Gentleman“, der Sektiers trinkt,
Das „Serbenmädchen“, das kleine,
Und der „Rumäne“, der jetzt hinkt?
Ich hob' sie allesamt vermöbelt,
Weil ich sie traf im Apfelbaum,
Wo sie mich furchtbar angepöbelt
Und anzuspieren über'n Paun.
Doch sah ich unsern Christbaum eben,
Die schönen Sachen alle dran.
Da mücht ich ihnen gern vergeben,
Was sie mir Böses auch getan! —“

Germania erfreut die Regung! —
Der Michel holt die Kinder her.
Die Bande ist sehr in Bewegung
Und starrt ins helle Lichtmeer.
Der Japs bekommt ein feines Album
Mit Bildern deutscher Kolonien.
Der Gipsfigur als Präsentum
Soldaten aus Tirol und Wien! —
Der Ruff kriegt eine Autohupe
Mit Photos aus den Dardanellen! —
Und die Pariserin — die Puppe,
Die man im Elsass hat bestellt.
Der Gent jedoch zur Überraschung
Wird ganz besonders reich bedacht
Mit einer neuen Nordseefestung,
Die rasch in London ward gemacht.
Als Michel stand mit leeren Händen,
Da rennt der Japs durch den Raum
Und schreit: „W: woll'n das Blatt nun wenden“,
Und klettert auf den Tannenbaum.
Und jedes von den sieben Kindern
Heut blind auf unsern Michel ein.
Germania kann's kaum noch hindern,
So schnell ist alles kurz und klein.
Doch als der Japs vom Tannengipfel
Auf Michel nun herunterspudt,
Da wird's zu bunt dem guten Pappel,
So daß er wütend um sich guckt,
Und grade will er sie versoffen, —
Da wackelt der Japs den Christbaum um,
Und blitzschnell hat sich fortgeschoben
Sein Friedensauditorium. —
Allein steht jetzt der Michel, bebend, —
Germania zieht ihn zu sich her —
Und spricht zu ihm, sein Köpfchen hebernd:
„Die Weihnacht diene dir zur Lehr!!!
Schau, Michel, du bist stets der Alte,
Reichst ihnen gern die Friedenshand,
Gibst ihnen Rüsse, goldbemalte,
Der ehlen Mensch'ichkeit zum Pfand.
Doch sie, statt schnell die Hand zu packen,
Zerkaufen dir den blonden Schopf,
Zerkaufen dir den grauen Nacken,
Verbläu'n mit Schalen dir den Kopf. —!“
Da spricht der Michel, noch benommen:
„Wart', O stern, wenn man Eier färbt,
Und sie dann vielleicht wiederkommen,
Dann wird ihr Leder weichgegerbt!“

(Bers. M.)

Aus der Kriegszeit.

Wie unsere Feldgrauen das Weihnachtsfest feiern. Ein herabdes Zeugnis für die besondere und ganz deutsche Gabe, die Weihnachtsfeier auch in ferner und ungeselliger Umgebung mit all ihrem liebevollsten Zauber der Heimat zu umkleiden, sind die Berichte unserer Feldgrauen über die kriegs-eidnachtslichen Eindrücke im Felde, die oft zu den unüberge-llichsten dieses gewaltigen Krieges gehören. Da findet sich so manche aus Herz greifende schlichte Schilderung, die das Er-lebte, ohne viel Worte zu machen, in seiner tiefinnerlichen Wirkung uns lebendig werden läßt, manch klarumrissenes Bild, das das Weihnachtsfest mit dem rauhen Hintergrund des Krieges in die Seele prägt. Immer wieder leuchtet die eigenartige Stimmungskraft einer solchen Weihnachtsfeier aus der Erzählung der einfachsten Vorgänge hervor. So heißt es in einem Feldpostbriefe über das Weihnachtsfest 1915: „An den heiligen Abend werde ich mein Leben lang denken, das war wirklich, auch ohne Bescherung, ein „heiliger“ Abend. Um 5.15 zogen wir alle in die Kirche, in ein französisches katholisches Dorfkirchen. Vor dem Altar standen zwei herr-liche große Tannenbäume mit unzähligen Lichtern, am Altar ein Feldweibel in Uniform — seines Zeichens in Friedens-zeiten Pfarrer in Frankfurt. Mit einem herrlichen Orgel-spiel begann die Feier, dann sang alles „Vom Himmel her“, und darauf las der Feldweibel-Pastor das Weihnachts-Evangelium vor. Dazwischen sangen wir „Es ist ein Ros-entfprung“ und am Ende „Stille Nacht!“ Dann sprach der feldgraue Pastor ganz schlicht von den Lieben zu Haus, denen diese Stunde wohl schwerer sei als im Felde. Am Schluss sang die Soldatengemeinde „O du fröhliche, o du selige.“ Ich kann dir sagen, kein Domchor der Welt wird mir je diese Lieder so singen können wie diese Kameraden aus allen Teilen Deutschlands. Mancher Gelehrter, mancher Arbeiter darunter, aber alle mit einer Inbrunst dabei, die einem, man möchte wollen oder nicht, die Tränen in die Augen trieb. Was mag in den Herzen der anwesenden Franzosenfrauen und der vielen vor der Kirche stehenden alten Franzosenleute vorge-gangen sein! Ein solches Volk mit solchem Gemüt, bei solcher Siegeszuversicht kann nicht unterliegen. . . .“ Ein anderer Bericht, der so recht die wehmütige Erhabenheit einer Weih-nachtsfeier mitten im Donner der Geschütze und im Schatten des Todes widerspiegelt, lautet: „Am heiligen Abend war es recht wehmütig. Man sieht da so deutlich, wie man an der Heimat hängt. Nachmittags 1/2 5 Uhr spielten vorn im Schützengraben und hinten beim Brigadestab zwei Regimentz-kovellen. Auf dem in der Nähe des Stabes befindlichen Soldatenfriedhof brannte weithin sichtbar ein Weihnachts-baum, auf jedem Grab eine Kerze. Es war ein herrlicher, erster Moment, als die Kapelle „Stille Nacht, heilige Nacht“ intonierte. Niemand sprach ein Wort. Alles sah nach dem Baum und lauschte. Die Franzosen schossen wie immer. Abends 1/2 7 Uhr versammelte ich die Mannschaften der zwei om „Deutschen Ed“ stehenden Geschütze mit den meinigen. Die Spitze einer Kiefer hatten wir als Baum zurechtgemacht. Als Stern diente ein Helmabzieher. Wir sangen zuerst „Wie treten zum Beten“, das so recht zum Lieblingslied unserer Leute geworden ist. Nun hielt der Kompagnieführer eine kurze Ansprache, die in dem heiligen Gelübde zu treuem Aus-harren bis zum endgültigen und ruhmvollen Frieden aus-klang. . . .“ Auch das dritte Weihnachtsfest wird die Herzen fereit finden zu neuen Kämpfen und zu neuen Siegen in der unerschütterlichen Zuversicht, daß die selige Weihnachtsbot-schaft „Friede auf Erden“ auch ihre irdische Erfüllung finden wird, wenn die Krone des Sieges in unbeirrtem Ausstehen und in treuester Pflichterfüllung errungen ist.

Der elsässische Münchhausen. Uns wird geschrieben: Auch in den kleinen abgelegenen Dörfern des Elsaß hat ein Münchhausen gelebt, von dessen merkwürdigen Abenteuern sich die Leute noch heute erzählen. Nur ist er hier nicht der Edelmann, sondern ein Bauer, ein Weber, ein Gorsempflanzler oder Gänsezüchter. Von seinen wunderbaren Taten sind viele in Vergessenheit geraten oder überhaupt nicht über die Hei-matsgrenze hinaus gekommen. Jetzt aber, wo unsere Feld-grauen in manche allerwundersamste elsässische Dorfwirtschaften kommen und in manche holzgetafelte Bauernhütte, da leben die Abenteurer des elsässischen Helden von neuem auf . . .

Eines Tages wurde der Held in einen Wald gerufen, wo ein schwerer Stein lag, den die Bauern nicht forträumen konnten. Da packte Münchhausen auf und warf ihn hoch in die Luft, daß er überhaupt nicht mehr zur Erde fiel. Wie schade, meinte ein Bauer, ich hätte mir ein Haus davon bauen können. Da bestellte der Held den Sprecher am andern Tag um dieselbe Stunde an diesen Ort. Als der Mann kam, tauchte auf einmal hoch in den Wolken ein schwarzer Punkt auf, und Münchhausen sagte, dies sei der Stein. Er lief vorwärts und pustete den Stein mit mächtiger Anstrengung in der Richtung weiter, wo der Bauer sein Haus bauen wollte. Dort fiel der Stein endlich auf die Erde. Ein andrer Mal wollte der Held auf dem Markt Gänse kaufen. Die Händlerin verlangte aber einen zu hohen Preis. Da sagte ihr Münchhausen: „Die Gänse fliegen, ohne daß ich Euch einen Pfennig Geld dafür gebe, in meinen Stall, wenn ich ihnen nur etwas ins Ohr sage.“ Da lachte ihn die Frau aus und meinte, er solle das Kunststück einmal versuchen. Da faßte er die Gänse am Schnabel und ließ sie fliegen. Sie flogen dreimal über den Kopf der Frau und dann hoch über die Hauserdächer. Als der Held nach Hause kam, waren die Gänse schon auf seinem Hofe und empfingen ihn mit Geschnatter. Es war auch ein Gänserich darunter, wenn der ausflog bis in die Nachbar-dörfer, brachte er jedesmal eine Gans mit, so daß Münch-hausens ganzer Stall voll wurde. Als er seine Gänseherde eines Tages weit auf die Heide getrieben hatte, schlief er ein, und als er erwachte, waren seine Gänse verschwunden. Nun sang er ein Güterlied; im selben Augenblick kamen die Gänse durch die Luft geflogen, an der Spitze der Gänserich, auf dessen ausgebreitete Flügel sprang Münchhausen und ließ sich im Flug nach Hause tragen. Viele andere Abenteuer hat der elsässische Münchhausen bestanden und zahlreiche Kraft-proben abgelegt. Im Weitererzählen verlieren sie leider ihre Ursprünglichkeit, und sie hören sich auch am besten an, wenn sie ein elsässischer Mund in der Heimat im traulichen Kreise erzählt. Die Leute schwören auf ihren Helben, und die Alten behaupten, ihn noch gekannt zu haben.

Ypsilanti. Nach einer Reiter-Meldung soll bei den Straßenkämpfen in Athen die Wohnung des Bürgermeisters vom Hause des Prinzen Ypsilanti beschossen worden sein. Die Prinzessin, deren Gatte stellvertretender Minister des Königs ist, habe selbst die Soldaten angefeuert. Das vaterlands-liebende Verhalten der Prinzessin und ihres Gemahls, die sich für die wahren Interessen Griechenlands kräftig eingesetzt hatten, erinnert daran, daß vor fast 100 Jahren schon einmal ein Ypsilanti seine ganze Existenz für die Befreiung seines Vaterlandes in die Schanze geschlagen und gepuffert hat. Sein Vorgehen bildet eine wichtige Etappe auf dem langen, dornen-rollen Wege, der endlich zur Selbstständigkeit, zur Gestaltung des heutigen Königreiches Griechenland führte. Der Vater Alexander Ypsilanti war türkischer Statthalter der Moldau und Walachei gewesen, hatte aber 1807 wegen seiner Hin-neigung zu Rußland, von wo er das Heil für die Wiederge-burt Griechenlands erwartete, über die Grenze flüchten müssen. Sein damals noch nicht 16jähriger ältester Sohn begleitete ihn an der Spitze einer treuen, 500 Mann starken Schutztruppe. Der Zar Alexander nahm den Jüngling als Fähnrich in ein Garde-Regiment auf. Schnell ging's voran in der Offizierslaufbahn, die auch nicht unterbrochen wurde, als der Prinz 1813 bei Bauen durch einen Kartätschenschuß einen Arm einbüßte. Zu dem Wiener Kongreß trieb Alexan-der die Hoffnung und Sehnsucht, für die Sache seiner unter-brückten Landsleute eintreten und wirken zu können. Jahre-lang hatte er sich mit Plänen für die Befreiung seiner Hei-mat getragen; einer der eifrigsten Anhänger der „Hetärie“ (Verbrüderung) war er, jener geheimen, über ganz Europa verbreiteten patriotischen Verbindung, welche die Unabhängig-keit Griechenlands zum Ziel hatte. Der Kongreß flog nach der Rückkehr Napoleons aus Elba auseinander, bevor man sich mit den griechischen Wünschen befassen konnte. 1816, nach dem Tode seines Vaters, kam Alexander Ypsilanti zu-gleich mit dem Fürstentitel in den Besitz seines großen Ver-mögens, von dem er nun im Interesse seines Vaterlandes Gebrauch machte. 1820 stellte er sich, den dringenden Vor-stellungen der Häupter der Hetärie nachgebend, an die Spitze des Bundes. Im Frühjahr 1821 fiel Ypsilanti mit einer Schaar seiner Anhänger in die Moldau ein und gab so das lange heimlich erwartete Signal zum Aufstand gegen die Türken. Aber die Freiwilligen und Mitverschworenen strömten keines-wegs in Massen herbei. Und was zu ihm stieß, das waren Menschen, die einen Raub- und Plünderungszug mitzumachen

gedachten. Unterordnung unter Vorgesetzten kannten die nicht, und die Führer selbst wurden schnell uneins und eifersüchtig untereinander; ja vor Verrat schreckten sie nicht zurück, wenn es zu ihrem Vortheil war. Bei Terlowitz und bald darauf bei Dragatsch konnte sich Ypsilanti lediglich auf die aus Detariten zusammengesetzte, vaterlandstreue „geweihte“ Schar verlassen; sie kämpfte heldenhaft, wüthete aber schließlich gänzlich außer sich. Da blieb dem verlassenen Führer nichts übrig, als sich an der Grenze der Gnade der Oesterreicher zu überantworten. Doch hier, im Reiche Metternichs, sah man in ihm nur den Empörer, verhaftete ihn und schleppte ihn ins Gefängnis nach Munkacs. Zwei Jahre saß er dort, dann wurde er nach Theresienstadt übergeführt, bis er endlich 1824 freigelassen wurde. Doch die lange schmachtvolle Haft hatte den Selben gebrochen: er starb schon nach wenigen Wochen in Wien. Ypsilanti hatte in besten Glorietagen gehandelt, aber sein Unternehmen war nicht überlegt genug eingeleitet und nicht kraftvoll durchgeführt. Nach seinem Tode aber zeigte es sich erst, daß das Opfer nicht vergeblich gewesen war. Das gewaltige Aufsehen, das sein Kriegszug überall erregte, veranlaßte viele Männer aus aller Herren Ländern, namentlich auch aus Deutschland, sich der Sache der Griechen anzuschließen. Diese Philhellenen wurden bitter enttäuscht, als sie nach Griechenland kamen. Aber die von Ypsilanti eingeleitete Bewegung war nicht mehr zum Stillstand zu bringen; 1827 entstand der griechische Staat, der sich heute gegen die Vergewaltigung Englands so bewundernswürdig wehrt. Alexander Ypsilanti aber war in den zwanziger Jahren überoll höchst vollständig; sein Selbentum riß alle zur Bewunderung hin. Von der Popularität, die er genoß, zeugt eine bisher unbekannte Geschichte. Zu dem Schulinspektor Friedrich Ottmer in Braunschweig kam in jener Zeit ein Wäldermeister, der ein neues Gebäud, Pfefferkuchen mit Mandeln und Zuckerguß, erfunden hatte, und bat, ob er ihm nicht eine zugkräftige Bezeichnung dafür sagen könne. Dem gelehrten Herrn schmeckte das Gebäud vortreflich, er sagte nach kurzem Besinnen: „Nennen Sie's doch Ypsilanti!“ So geschah's und bis auf den heutigen Tag trägt eine bestimmte Art köstlicher Pfefferkuchen den Namen des Fürsten Alexander Ypsilanti.

Wie der japanische und der französische Votschaster einander bestahlen. Daß in Rußland Stehlen nichts Ausergewöhnliches ist, weiß jedermann, und die hübsche Geschichte von der Zigarettendose, die der Zar für einen General anfertigen und durch irgend eine hochstehende Persönlichkeit überbringen ließ und die dann auf dem Wege ihre echten Edelsteine — verlor, dürfte nicht nur hübsch erfunden, sondern wirklich wahr sein. Neu und originell dagegen ist, daß in Rußland etwas Gestohlenes wieder zurückgebracht wird, und das ist in dieser Geschichte, die wahr sein soll und die trotz Zensur den Weg über die Grenze nahm, wirklich passiert. Eines der schönsten Viertel in der Stadt Petersburg ist das sogenannte Diplomatenviertel, wo sich dicht nebeneinander — leider, wie man sehen wird, zu dicht — ein Votschasterpalais neben dem anderen erhebt. In den letzten Wochen hat sich dort ein Diebstahl ereignet, der in den Kreisen der Diplomaten großes Aufsehen erregte. Nicht, daß eine Wohnung ausgeraubt worden wäre — nein, im Gegenteil, nichts ist von der Etelle entfernt, nichts demollert worden, nur ein einziges Aktienstüd hat den Weg aus dem Votschasterpalais genommen. Aber, wie es scheint, hat gerade dieses Aktienstüd besonderen Wert, denn der französische Votschaster tat alles, um das Geheimnis aufzuklären. Und mittels eines großen Aufgebotes von Detektiven kam man schließlich auf die Spur, und die führte über das Dach nach dem Nachbarhause, und dort wohnte — der japanische Votschaster! Dieser ist ja wohl der Vertreter einer befreundeten Macht — aber auch Freunde sollen voreinander Geheimnisse haben — so meinte wenigstens der französische Votschaster, und wahrscheinlich hat er recht damit gehabt, wenigstens von seinem Standpunkt aus. Kurz darauf wurde der japanische Votschaster abberufen. Monotono, so hieß der Japaner, lud vor seiner Abreise alle seine Kollegen noch einmal ein, auch den französischen Gesandten. Es wurde natürlich wieder von dem Diebstahl gesprochen, wieder die Geschicklichkeit des Diebes bezeugt. Monotono beteuerte, wie sehr es ihn freuen würde, wenn der Dieb erwischte würde. Paleologue, der französische Votschaster, schien sich aber allmählich mit dem Verlust abgefunden zu haben; er meinte, daß die Aktienhändler gewesen wären, daß mindestens drei Wochen vergehen müßten, bis man sie entziffert

hätte — und bis dahin kann sich viel ereignet haben! Der Japaner bedauerte sehr, daß es ihm nimmer vergönnt wäre, das Ende der Geschichte zu erleben, da er sich bis dahin längst auf der Heimatreise befände. Mit verbindlichem Nicken soll darauf der Franzose geantwortet haben: „Bedauern Sie mich nicht zu sehr — bei den jetzigen unklaren Verhältnissen können auch Sie erst zu Hause mit Sicherheit sagen, daß Sie vor einem solchen Diebstahl bewahrt worden sind.“ Darauf wurde von anderem gesprochen, und man war bis spät in die Nacht beisammen. Am nächsten Morgen gegen 6 Uhr vernahm Monotono verdächtige Geräusche aus seinem Arbeitszimmer, und als er herbeilief, fand er seinen Aktenschränk geöffnet, und auch ihm fehlte ein Aktienstüd — auch nur ein einziges, aber sehr wichtiges. Und abermals gelang es mit einem großen Detektiveaufwand auf die Spur zu kommen — und die Spur führte über das Dach zum Nachbarhause, und dort wohnte — der französische Votschaster! Und auch dieser Diebstahl soll großes Aufsehen erregt haben. Aber die Zeit, die zur Entzifferung der beiden chiffrierten Aktienstüde nötig war, soll längst noch nicht verstrichen gewesen sein, als sich beide Aktienstüde ganz von selbst bei der richtigen Votschaft wieder einfanden. (Zb.)

Ein kleiner Irrtum. Ein englischer Parlamentarier, so erzählt ein Londoner Blatt, ging mit einem neutralen Freund durch die Straßen, eifrig bemüht, ihm bei jeder Gelegenheit die glänzende Lage Englands und vor allem den opferfreudigen Patriotismus der englischen Bürger an praktischen Beispielen nachzuweisen. So kamen die beiden zu einer Straßenecke und sahen, wie ein Mann eilig in ein Postamt stürzte, um es dann nach kurzer Zeit ebenso eilig wieder zu verlassen. „Se, mein Lieber“, rief der Parlamentarier aus, „Sie waren gewiß in dem Postamt, um Bestellungen auf unsere Kriegaanleihe zu machen?“ „Sie irren sich“, erwiderte der Befragte schlagfertig, „ich habe nur meine Füllfeder aus einem der Postintendanten frisch gefüllt.“

Wilhelm Meister und der einheimische Tee. Der Druck, welchen die Ententemächte auf unsere Einfuhr von ausländischen Nahrungsmitteln, Lebens- und Genussmitteln ausüben, hat bekanntlich den deutschen Hausfrauen Veranlassung gegeben, auf die Bewertung einheimischer Pflanzen zur Teebereitung zurückzugreifen, die unsere Urgroßmütter durchaus geläufig war. Vielen von ihnen gußt der mit hohen Einfuhrsteuern belegte und durch den schwierigen Transport ohnehin verteuerte Tee noch als unerschwinglicher Negerbissen, der durch einen Aufguß von Linden- oder Fliederblüten, Stiefmütterchen, getrockneten Pfirsichkernen und dergl. mehr ersetzt werden mußte. Eine solche gute Wirtin schildert Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahre. Dort läßt er den Helden seines Romans an Natalie berichten, wie er in seiner Kindheit zum erstenmal einen ländlichen Haushalt besucht und mit freudigem Anteil betrachtet habe. Dabei habe er den Kindern geholfen, eine Arbeit zu erfüllen, die ihnen eine alte wohlgestante Tante aufgetragen hatte. Sie sollten nämlich so viel Schlüsselblumen als möglich sammeln und solche getrennt mit zur Stadt bringen, indem die hauswirthliche Matrone gar allerlei gesundes Getränk daraus zu bereiten gewohnt war. Nach einer anmutigen Beschreibung dieser Beschäftigung, an der sich allmählich ein Teil der Dorfjugend beteiligt, um Hüthen und Rühchen mit den ausgepflückten Köhrenkronen der eingesammelten duftenden Frühlingsblumen zu füllen, entwirft Wilhelm Meister folgende Charakteristik der hauswirthlichen Tante: „Sie war im eigentlichen Sinne geldgeizig, denn es dauerte sie jeder bare Pfennig, den sie aus der Hand geben sollte und sah sich überall für ihre Bedürfnisse nach Surrogaten um, welche man umsonst, durch Tausch oder irgend eine Weise, beschaffen konnte. So waren die Schlüsselblumen zum Tee bestimmt, den sie für gesünder hielt als irgend einen chinesischen. Gott habe jedem Land das Nothwendige verliehen, es sei nun zur Nahrung, zur Würze, zur Arznei; man brauche sich deshalb nicht an fremde Länder zu wenden. So besorgte sie in einem kleinen Garten alles, was nach ihrem Sinn die Speisen schmackhaft mache und Kranken zuträglich wäre; sie besuchte keinen fremden Garten, ohne dergleichen von da mitzubringen.“ Die national und privatsökonomischen Grundzüge dieser würdigen Matrone sind wahrlich unter den heutigen Verhältnissen so zeitgemäß, daß sie mancher modernen Hausfrau als Richtschnur dienen können.